Erstes, ausgedachtes Gespräch mit Sprengkraft:

von Hans-Dieter Bottke

Ein bekannter Fernsehmoderator führt einen Facharbeiter mit einer Kapitänin eines privaten Rettungsschiffes im Mittelmeer zur Rettung von Flüchtlingen aus Nordafrika zusammen, wobei ganz unterschiedliche Sichtweisen aufeinander prallen:

Der Moderator Herr M. begrüßt zunächst seine Gesprächspartner und stellt sie einander vor, da er sich natürlich vorab schon über jene und ihre Lebenssituation sowie Anliegen ein wenig kundig gemacht hat: Herr F., Facharbeiter in einem klassischen mittelständischen Industriebetrieb, wohnt in einer mittelgroßen Stadt, welche nicht weit von einer der großen Metropolen Deutschlands entfernt liegt.
Die Kapitänin und Seenotretterin Frau K. hat zurzeit keinen festen Wohnsitz, da sie sich ganz ihrem Anliegen der Rettung von Flüchtlingen aus dem Mittelmeer verschrieben hat und daher die meiste Zeit auf ihrem Schiff verbringt.

M.:
Ich habe Sie nun einander vorgestellt und hoffe, dass sich zwischen Ihnen ein sachliches Gespräch, trotz teilweise sehr unterschiedlicher Sichtweisen und Meinungen, entwickelt. Dabei möchte ich mich selber möglichst weit zurückhalten und Ihnen das Wort überlassen. Ich schlage vor, dass Sie beginnen, Frau K.

K.:
Gerne. Wir retten Menschen aus größter Not vor dem sicheren Ertrinken im Mittelmeer. Diese sind seit einiger Zeit weitgehend nur von unserer privat organisierten Hilfe abhängig, weil die Staaten der Europäischen Union ihre Rettungsbemühungen eingestellt haben.

F.:
Aber damit locken Sie doch erst die Menschen auf das Meer, weil sie die Hoffnung haben, von Ihnen gerettet zu werden.

K.:

Sollen wir sie denn einfach ertrinken lassen? Das kann doch nicht Ihr Ernst sein!

F.:
Nein, natürlich nicht. Aber dann bringen Sie diese Leute doch wieder zurück nach Afrika, woher sie gekommen sind. Wenn sie wissen, dass sie keinerlei Chance haben, auf diesem Weg nach Europa zu gelangen, werden sie nach kurzer Zeit diese gefährliche Überfahrt nicht mehr wagen und dann eben auch nicht mehr ertrinken.
K.:
Wissen Sie, was diese Menschen beispielsweise in Libyen erwartet?! Horrorlager mit Kriminalität und schlimmster Ausbeutung, die wir uns kaum vorstellen können. Dorthin kann man guten Gewissens die Leute doch nicht zurückschicken!

F.:
Es gibt bestimmt noch andere Orte, wo man sie in Nordafrika an Land bringen kann. Aber abgesehen davon, haben all diese Menschen ja aus eigener Entscheidung heraus ihre angestammte Heimat verlassen, um nach Europa zu gelangen. Die wissen doch bestimmt, wie gefahrvoll dieser Weg ist. Schließlich verfügen sie ja in der Regel über ein Smartphone und informieren sich über alles Mögliche. Hier bei uns wollen sie dann ein besseres Leben haben und sind offenbar bereit, dafür diese Risiken in Kauf zu nehmen.

K.:
Deswegen sollen wir sie einfach wieder an der nordafrikanischen Küste von Bord schmeißen?

F.:
Ja, was denn sonst. Wir können doch hier bei uns nicht alle aufnehmen, die zu uns kommen wollen!

K.:
Wieso denn nicht? Diese Menschen haben doch zunächst einmal das gleiche Recht auf Sicherheit und Wohlstand, wie wir hier im reichen Norden.
F.:

Von mir aus. Aber dann sollen sie das eben in ihrer angestammten Heimat versuchen und sich nicht bei uns ins gemachte Nest setzten, sage ich jetzt einmal klipp und klar!

K.:
Die Menschen können doch vielfach überhaupt nichts für das Schicksal, das mit ihrem Geburtsort verbunden ist. Zudem sind wir im Norden aufgrund einer mehrere hundert Jahre langen Geschichte ganz erheblich mit schuld an den teilweise schlimmen Zuständen in deren Heimat: Angefangen mit dem menschenverachtenden Sklavenhandel, weiter über die schlimme Ausbeutung während der Kolonialzeit bis hin zu ungerechten Handelsverträgen von heute sowie der vornehmlich vom Norden verursachten Klimaerwärmung und damit verbundenen riesigen Problemen in der Landwirtschaft durch Dürreperioden und Wüstenausbreitung.

F.:
Wir – also beispielsweise meine Kinder und ich – können doch nicht für das verantwortlich gemacht werden, was vor langer Zeit alles passiert ist. Wie das mit den Handelsverträgen aussieht, weiß ich nicht. Aber falls es da Benachteiligungen geben sollte, kann man dies von mir aus gerne ändern. Aber das ist Sache der Fachleute. Und die Umweltverschmutzung findet ja auch da unten statt und nicht nur bei uns. Aber gerne können und sollen wir auch hier bei uns den Umweltschutz beachten und tun ja auch schon einiges. Und noch mal: Sie sollten sich um die eigene Heimat kümmern und zusehen, dass es dort vorangeht. Wir können ihnen von mir aus dabei gerne helfen, aber ohne dass unser Geld in korrupten Kanälen verschwindet.

K.:
Das fehlte ja noch: Die korrupten Afrikaner sind selber schuld!

F.:
Ja, sicher. Jedenfalls diejenigen aus den herrschenden Clans, die sich rücksichtslos die Taschen voll schaufeln und ihre Landsleute dann darben lassen. Sollen sich die Armen doch gegen diese korrupten Eliten zusammentun, damit es besser bei ihnen zu Hause wird. Aber stattdessen machen sie sich auf den Weg zu uns, wo alles schon viel

besser ist und wollen sich dann hier ins gemachte Nest setzten, wie ich es eben bereits gesagt habe.

K.:
Sie können oder wollen sich wohl gar nicht vorstellen, wie schlecht die dortigen Verhältnisse oftmals sind: Die Menschen vor Ort in ihrem für uns unfassbaren Elend haben doch realistisch überhaupt gar nicht die Chance dazu, die von Ihnen angesprochenen Veränderungen herbeizuführen. Ihnen bleiben zwei Möglichkeiten: Dort im Elend ohne Perspektive auf Besserung zu bleiben und früh zu sterben oder die Flucht in den reichen Norden zu wagen.
F.:
Das sehe ich anders: Wir haben schließlich nach dem Krieg Deutschland aus dem Elend auch wieder aufgebaut.

K.:
Ja, aber mit viel Hilfe und Nachsicht der Siegermächte.

F.:
Von mir aus. Wir können ja gerne sinnvolle Entwicklungshilfe leisten und auch die Handelsverträge ändern. Das sagte ich bereits. Aber vergleichen Sie doch einmal die Entwicklung in Ostasien mit der in Afrika: Südkorea beispielsweise war nach dem Koreakrieg bitter arm, wahrscheinlich noch ärmer als die meisten Afrikaner heutzutage. Und nun schauen Sie sich an, wie es ihnen heute geht: Sie sind ein sehr wohlhabendes Land mit neuester Technologie und können sich vielfach schon mit uns messen.

K.:
Sie können die Entwicklung in Südkorea doch nicht mit der in weiten Teilen Afrikas vergleichen.

F.:
Aber warum denn nicht? Die einen haben es aus dem Elend – von mir aus auch mit Hilfe von außen – geschafft und sich selber mit Fleiß und Disziplin aus der Armut herausgearbeitet und die anderen eben nicht. Wir dürfen schließlich nicht vergessen, dass Afrika unzählige Milliarden an Entwicklungshilfe in den letzten Jahrzehnten erhalten hat.

Unser Steuergeld!! Und jetzt sollen wir noch Schuld an deren Misswirtschaft sein und sie deshalb alle bei uns aufnehmen? Ich bleibe dabei: Die einen haben es geschafft und die anderen nicht. Was sagen Sie dazu?

K.:
Auch ich bleibe bei dem, was ich gesagt habe: Man kann aus vielerlei Gründen nicht sinnvoll diesen Vergleich, den Sie hier angestellt haben, anstellen. So muss unter anderem geklärt werden, warum sich welche Eliten mit welcher Unterstützung, auch aus dem Norden, so haben auf Kosten der einfachen Bevölkerung bereichern können oder wie stark der Klimawandel welche Weltregion bis heute getroffen hat und vieles weitere mehr. Das würde hier den Rahmen des Gesprächs sprengen. Aber dazu gibt es jede Menge Fachliteratur, die das alles belegt.

F.:
Das war ja klar: Einfache Bürger wie ich werden so einfach abgespeist. Ich werde als Facharbeiter weder Zeit noch die Fähigkeit haben, all dies zu lesen und zu verstehen. Und ob all diese Gutachten oder sonst was wirklich stimmen, kann ich auch nicht überprüfen. Aber ich weiß trotzdem, dass die einen es geschafft haben und die anderen eben nicht.

K.:
Mit Ihrer generellen Skepsis gegenüber gesicherten wissenschaftlichen Erkenntnissen bis hin zur Ablehnung kommen wir an dieser Stelle nicht weiter.

F.:
Von mir aus. Aber ich will noch etwas ansprechen, dass mir sehr wichtig ist: Obwohl es den Afrikanern so schlecht gehen soll, wie Sie sagen, produzieren sie so viele Kinder, dass die Bevölkerung rasant wächst: Über eine Milliarde in den nächsten Jahrzehnten! Und sie haben so viele Lebensmittel, dass sie nicht verhungern müssen. Ganz abgesehen von dem Smartphone, das fast jeder dort zu haben scheint. Wie sollen wir in Europa auch nur einen Teil, beispielsweise die Hälfte des Zuwachses, bei uns aufnehmen? Eine halbe Milliarde! Ungefähr so viel Menschen leben heute in ganz Europa!!

K.:
Es werden wohl kaum auch nur annähernd so viele kommen oder kommen wollen, wie Sie es gerade beschrieben haben.

F.:
Ach ja?! Und was ist mit der Flüchtlingswelle aus 2015 / 16? Da sind auf einmal auch so viele Menschen gekommen, dass wir sie in Turnhallen unterbringen mussten. Wer garantiert mir denn, dass es bei einer solchen Bevölkerungsexplosion in Afrika nicht doch so viele Menschen zu uns treibt. Sie selber haben ja gesagt, wie schlecht es denen geht. Warum sollten die dann dort bleiben wollen?!

Nun greift der Moderator ein:
M.:
Wir werden an dieser Stelle nicht klären können, wie viele Menschen aus dem Süden sich in einer bestimmten Situation wirklich auf den Weg nach Norden machen würden, aber ich verstehe natürlich Ihre Sorgen, Herr F. Denn niemand kann wirklich ausschließen, dass uns ein gigantischer Zustrom drohen könnte. Ebenfalls kann ich Ihre Sicht – Frau K. – nachvollziehen: Sie sehen fast tagtäglich diese armen Menschen und kümmern sich mit aller Energie um sie. Ihr persönliches Engagement verdient den größten Respekt. Leider weiß ich auch keine Lösung für all die angesprochenen Probleme, die Sie beide, gewissermaßen stellvertretend für die unterschiedlichen Auffassungen in diesem Land, zufriedenstellen würde.
Wir legen jetzt eine kurze Pause ein und wenden uns dann später einem Thema zu, das eng mit dem soeben Angesprochenen zusammenhängt.

<u>Fortsetzung des Gesprächs:</u>
Moderator M. stellt das neue Thema kurz den beiden Gesprächsteilnehmern vor:
M.:
Ich möchte Sie nun bitten, zu den Auswirkungen der Migrationsbewegungen der letzten Jahrzehnte nach Deutschland Stellung zu beziehen. Dabei können Sie gerne auf ihre ganz persönlichen

Erfahrungen eingehen, also auch ihre Hoffnungen und Ängste. Diesmal richte ich das Wort zunächst an Herrn F.

F.:
Vielen Dank. Ich will zunächst einmal folgendes klarstellen: Ich habe nichts prinzipiell gegen Ausländer oder wie es heute heißt ‚Zugewanderte'. Ich arbeite mit einigen ja auch seit vielen Jahren recht gut in der Firma zusammen. Aber dennoch hat sich darüber hinaus praktisch kein näherer persönlicher Kontakt ergeben. Wenn ich so darüber nachdenke, sind wir uns doch fremd geblieben.

M.:
Fallen Ihnen dafür Gründe ein?

F.:
Wahrscheinlich liegt es an der mir völlig fremden Kultur. Ich habe auch den Eindruck, dass die Ausländer nicht wirklich etwas mit unserer deutschen Kultur anzufangen wissen und es erst gar nicht versuchen.

K.:
Haben Sie sich denn jemals für deren Kultur interessiert?

F.:
Ehrlich gesagt: Nein. Aber die sind schließlich zu uns gekommen und müssen sich uns anpassen und nicht umgekehrt!

K.:
Das war ja klar: Nach Ihrer Meinung haben sich die Zugewanderten und Geflüchteten vollkommen unserer „Leitkultur" anzupassen oder gar unterzuordnen und basta! Was versteht man eigentlich unter „unserer Leitkultur"? Oder: Was verstehen Sie denn darunter, Herr F.?
F.:
Ich bin zwar kein Studierter wie Sie, aber habe eine recht klare Vorstellung davon, was typisch deutsch ist: Natürlich zunächst unsere Muttersprache und damit auch Geschichten und Märchen, die wir unseren Kindern in dieser Sprache erzählen. Hinzu kommt unsere allgemeine Lebensweise mit Bräuchen und Festen. Schließlich fallen

mir in diesem Zusammenhang typisch deutsche Tugenden ein wie Pünktlichkeit, Zuverlässigkeit, Fleiß, Ordnungsliebe, Organisationstalent.

F. bemerkt wie K. die Augen nach diesem letzten Satz verdreht und ihre Abneigung dagegen deutlich werden lässt, woraufhin er reagiert:

F.:
Ihnen scheinen diese Tugenden nicht zu gefallen, wenn ich Ihr Augenrollen richtig deute, nicht wahr?

K.:
Mich stört zweierlei dabei: Einerseits diese Überbetonung von Sekundärtugenden und andererseits als ob nur wir Deutsche dazu ein besonderes Talent besäßen.

F.:
Ja, ist das denn nicht so?! Fragen Sie doch mal in der Welt herum, was die Leute für typisch deutsche Tugenden halten: Dann kriegen Sie sehr oft genau das gesagt und zwar mit Respekt und Bewunderung. Nur Deutsche wie Sie werten uns, unser Land und unsere Leute ab. Eins will ich jetzt von Ihnen wissen: Fühlen Sie sich überhaupt als Deutsche? Ist Deutschland Ihre Heimat, der Sie sich ganz besonders verbunden fühlen?

K.:
Ich empfinde mich zunächst als Mensch, dann als Weltbürgerin und damit allen Menschen auf dieser Erde gleichermaßen verpflichtet. Eine Bevorzugung von Deutschland oder „den Deutschen“ ist mir fremd. Ich lehne dies auch ganz entschieden ab. Meine Heimat ist zurzeit das Mittelmeer, weil ich dort gebraucht werde.

F.:
Das habe ich mir gedacht! Ich bin deutscher Patriot, ohne damit irgendeine andere Nation und deren Menschen und Gebräuche gering zu schätzen. Sie sind das offensichtlich nicht oder wollen es nicht sein. Das unterscheidet uns ganz grundsätzlich.
K.:

Ich stimme Ihnen nur mit der Einschränkung zu, dass ich natürlich Menschen mit ihren unterschiedlichsten Bräuchen aus allen möglichen Nationen selbstverständlich ebenfalls nicht gering schätze.

Moderator M. greift kurz ein:

M.:
Das war alles sehr interessant, aber ich möchte Sie bitten, auf das eigentliche Kernthema zurückzukommen, auch wenn das eben Besprochene sicherlich damit zusammenhängt und vieles davon wirklich sehr aufschlussreich war. Herr F., erzählen Sie uns doch, wie sich ihr persönliches Umfeld auf der Arbeit und besonders auch zu Hause verändert hat.

F.:
Gerne. Von der Arbeit habe ich ja schon einiges berichtet. Wir haben seit Anfang dieses Jahres auch zwei Flüchtlinge zunächst als Hilfskräfte in den Betrieb bekommen. Die kommen wohl irgendwo aus Schwarzafrika und sprechen nur sehr gebrochen Deutsch. Zu tun habe ich mit denen beruflich kaum und privat natürlich gar nicht.
In meiner Heimatstadt mit ungefähr 70.000 Einwohnern hat sich viel verändert. Aber das ist noch gar nichts im Vergleich zur Großstadt, die nicht weit entfernt ist.

M.:
Das interessiert mich jetzt besonders: Wie stellen sich aus Ihrer Sicht die Veränderungen ihres direkten Wohnumfeldes und natürlich auch jenes in der nahe gelegenen Großstadt dar?

F.:
Nun, selbst direkt bei uns ist vieles nicht mehr so wie früher, vor gar nicht allzu langer Zeit: Am auffälligsten sind die Frauen mit Kopftüchern, auf die man besonders in der Innenstadt praktisch immer trifft und die sich untereinander nie auf Deutsch unterhalten. Ich fühle mich dann einfach fremd in meiner Heimatstadt. Vor allem aber habe ich Angst davor, wie es weitergeht.

M.:

Was meinen Sie genau?

F.:
Die kriegen doch viel mehr Kinder als unsere Leute. Selbst in den Schulen unserer Stadt nimmt die Zahl dieser Kinder sprunghaft zu. Ich bin ganz froh, dass meine beiden Kinder bald mit der Schule fertig sind. Und dann kommen da noch die ganzen Flüchtlinge, die auch wieder viel mehr Kinder kriegen als wir, auch dank der Kapitänin hier.

K.:
Das sind doch alles rassistische Vorurteile! Machen Sie sich doch davon frei. Es sind zunächst einmal Menschen wie Sie und ich.

M.:
Bitte Frau K., wir wollten doch sachlich bleiben und schon gar nicht jemanden beleidigen. Ich halte Herrn F. ausdrücklich nicht für einen Rassisten.

K.:
Ich habe ihn ja auch nicht pauschal verurteilt, sondern nur seine Äußerung als rassistisch eingestuft. Aber von mir aus halte mich damit nunmehr zurück.

M.:
Gut, dann will ich es dabei belassen, um das Gespräch nicht an dieser Stelle abbrechen zu müssen. Ich hoffe nämlich, noch weitere interessante Erkenntnisse gerade aufgrund ihrer völlig verschiedenen Sichtweisen in Erfahrung zu bringen. Herr F., fahren Sie doch bitte fort und formulieren Sie es so, wie Sie es für richtig halten.

F.:
Keine Sorge, ich lasse mich nicht einschüchtern auch etwas zu sagen, das für manche politisch nicht korrekt ist.

M.:
Gut, dass hätten wir geklärt. Beschreiben Sie doch einmal genauer ihre Ängste aufgrund der von Ihnen eben angesprochenen Veränderungen.

F.:
Also, wenn die Ausländer oder Flüchtlinge, oder wie Sie die auch nennen wollen sich hier nicht anpassen wollen, dann bleiben sie doch immer Fremde, auch ihre Kinder und Kindeskinder.

M.:
Was verstehen Sie unter Anpassung?

F.:
Viele von denen sprechen kaum oder gar nicht unsere Sprache, selbst wenn sie schon seit etlichen Jahren hier wohnen. Dann tragen die Frauen diese Kopftücher und kleiden sich auch sonst fremd: An heißesten Sommertagen tragen sie diese langen Gewänder und halten an diesen Bräuchen eisern fest. Die wollen sich doch hier gar nicht einfügen. Ganz im Gegenteil: Leute, die sich so verhalten, stoßen uns doch absichtlich vor den Kopf! Es gibt aber natürlich auch andere, die sich hier anpassen wollen und dies auch wirklich tun. Die sind mir auch durchaus willkommen. Ich habe ja nichts prinzipiell gegen Ausländer, aber eben gegen jene, wie ich sie oben beschrieben habe.

M.:
Und welche Ängste verbinden Sie mit all diesen Entwicklungen?

F.:
Wenn also jene, die sich hier so gar nicht anpassen, immer mehr werden, dann sind die doch bald in der Mehrheit oder sind es heute schon fast in einigen Großstädten. Und in den Schulen erleben wir diese rasend schnelle Veränderung ja bereits seit einiger Zeit. Dann kommen noch die Flüchtlinge: Wenn, wie die Kapitänin hier ja selber sagt, die Lebensbedingungen in Afrika so schlecht sind und dann auch noch die Bevölkerung dort geradezu explodiert, ja, was glauben Sie denn, wohin die alle wollen? Zu uns natürlich! Und dann können wir

den Laden hier dicht machen. Schluss, aus und vorbei. Das war es dann mit Deutschland, unserer Heimat. So, das musste jetzt mal raus!

K.:
Jetzt lassen Sie mich mal etwas dazu sagen Herr M.: Ich habe mir diesen Mist wirklich geduldig angehört. Und ich nehme mir jetzt auch das Recht, so zu formulieren, wie ich es für richtig halte. Das haben Sie ja auch meinem Gesprächspartner zugestanden.

M.:
In Ordnung. Aber was genau stört Sie an den Aussagen von Herrn F.?

K.:
Ton und Inhalt: Die Ausländer, die viele Kinder produzieren, Kopftücher tragen und sich deshalb nicht anpassen. All dieser Quatsch. Ich kann es wirklich nicht mehr hören.

M.:
Aber gehen Sie doch bitte noch näher auf den Inhalt seiner Aussagen ein.

K.:
Von mir aus. Was soll störend an einer bestimmten Kopfbedeckung sein? Das soll doch jeder und jede selbst entscheiden! Das gleiche gilt für die Kleidung oder die Frisur und was sonst noch.

M.:
Können Sie denn gar nicht verstehen, dass dies bei vielen Menschen wie Herrn F. Fremdheitsgefühle erzeugt?

K.:
Nö. Kann ich nicht!

M.:
Gut, kommen wir zu den oft mangelhaften Deutschkenntnissen. Wie beurteilen Sie dies?

K.:
Die gibt es sicherlich bei einigen. Aber spätestens bei den Kindern sieht es anders aus: Am Ende der Schulzeit beherrschen sie in aller Regel unsere Sprache und zudem noch eine weitere sehr gut, nämlich die ihrer Eltern.

M.:
Meinen Sie nicht, dass Sie damit das Problem herunterspielen?

K.:
Nein, meine ich nicht. Aber selbst wenn in wenigen Einzelfällen der Spracherwerb nicht so gut verläuft, ist das doch gesehen auf die Gesamtentwicklung keine Katastrophe.

M.:
Nun gut, jetzt haben wir zu diesen Fragen Ihre Sichtweise kennengelernt. Aber was sagen Sie zu den Ängsten, die mit der Bevölkerungsexplosion in Afrika und anderen Teilen der Welt verbunden werden, verschärft durch die sich verschlechternde Umweltsituation gerade auch im Hinblick auf die Ackerböden? Wächst dadurch nicht der Wanderungsdruck ins Unermessliche, so dass uns eine unbeherrschbare Masseneinwanderung droht, die wir beim besten Willen schon rein organisatorisch überhaupt gar nicht bewältigen könnten?

K.:
Es fehlt nur noch, dass Sie von einer Flüchtlingswelle sprechen oder einer Überflutung mit Fremden.

M.:
Ja, aber das sind doch genau die Ängste, die Leute wie Herrn F. umtreiben. Und die dies auch genauso formulieren.

K.:
Ja, genau. Aber deshalb müssen wir das ja nicht auch so machen!

M.:
Kommen wir aber doch auf den Tatbestand der rasant wachsenden Bevölkerung in Afrika in Verbindung mit den sich verschlechternden

Umweltbedingungen, in deren Folge unter anderem auch Ackerböden und damit die Ernährungsgrundlagen verloren zu gehen drohen, zu sprechen. Daraus erwächst doch geradezu zwingend ein immenser Wanderungsdruck, oder sehen Sie das etwa anders?

K.:
Nein, das ist wohl im Prinzip so, selbst wenn niemand natürlich auch nur annähernd genau abschätzen kann, wie viele dann wirklich nach Europa kommen wollen. Da wir im Norden aber ganz wesentlich für die sich zuspitzende Situation beispielsweise in Afrika mit verantwortlich sind, müssen wir dann eben auch diese Menschen bei uns aufnehmen.

F.:
Also da muss ich deutlich widersprechen: Wir sind doch nicht dafür verantwortlich, dass die da unten so viele Kinder kriegen. Das ist doch völliger Unsinn.

M.:
Damit hat Herr F. doch recht.

K.:
Das meinte ich ja auch gar. Wir tragen für die Umweltschäden zumindest eine große Mitverantwortung. Und selbstverständlich ebenso für ungerechte Handelsverträge, subventionierte Produkte, mit denen wir die dortigen Märkte überschwemmen und die einheimischen Betriebe kaputt machen und vieles weitere mehr.

F.:
Aber gerade der rasante Bevölkerungszuwachs, für den wir ja wirklich nichts können, verschärft doch viele Probleme ganz enorm. Und das müssen sich die da unten in Afrika und sonstwo schon selber zuschreiben lassen.

M.:
Auch damit hat Herr F. doch recht!

K.:
Wenn es den Leuten erst einmal besser geht, bekommen sie in der Regel auch weniger Kinder. Das haben zahlreiche Studien ergeben.

F.:
Aber bis es denen da unten so weit besser geht, dass sie nicht mehr zu uns kommen wollen, können wir doch nicht einmal annähernd alle, die kommen wollen, bei uns aufnehmen. Ich will das auch gar nicht!! Und alle, die ich kenne, wollen das auch nicht! Wir müssen dann nicht nur ehebliche Abstriche bei unserem hart erarbeiteten Wohlstand machen, sondern verlieren bei einer solchen Masseneinwanderung aus uns völlig fremden Kulturen vollends unsere Heimat. Schauen Sie sich doch einfach mal in vielen Großstädten um: Ich fühle mich da nicht mehr zu Hause: Das ist nicht mein Deutschland!

K.:
Gut, dann ist es eben nicht mehr ‚ihr' Deutschland und das ‚ihrer Freunde'. Das bekommen Sie auch nicht wieder zurück. Und das ist auch gut so!

M.:
Aber damit stoßen Sie Herrn F. und all die vielen Menschen in Deutschland, die so empfinden wie er, doch vor den Kopf, indem sie deren Gefühle so verächtlich mit nur wenigen Worten herabwürdigen.
K.:
Dann ist das eben so. Bei dem ganzen Unsinn, den der Herr bisher geredet hat, musste das eben auch mal raus!

M.:
Manches mag nicht immer ausreichend differenziert und abgewogen von Herrn F. formuliert worden sein, aber Ihrem pauschalen Urteil will ich mich hier ausdrücklich nicht anschließen. Ich kann vieles von dem, das Herr F. vorgebracht hat, durchaus zumindest in Teilen nachempfinden, nicht alles und nicht mit diesen Worten, aber doch einiges.

K.:
Schön für Sie. Und ich bleibe dennoch bei dem, was ich gesagt habe!

M.:
Gut, wie Sie wollen. Herr F., ich möchte Sie zu folgendem Punkt etwas fragen: Sie sprachen Ihre Angst vor einer Überfremdung an: Lösen denn alle Menschen mit anderer Herkunft und teilweise deshalb auch mit anderer Hautfarbe bei Ihnen diese Fremdheitsgefühle aus oder unterscheiden Sie dabei? Und wenn ja, nach welchen Gesichtspunkten?

F.:
Also manchmal schon, das muss ich zugeben: Zunächst geht mir ein solcher Gedanke durch den Kopf, wenn ich einen mir fremd aussehenden Menschen sehe. Ja, das ist so, wenn ich ehrlich bin.

K.:
Hab ich mir doch gleich gedacht: Alles rassistische Vorurteile gegen ‚die Fremden'!

M.:
Nicht so voreilig, Frau K.! Fahren Sie fort, Herr F.

F.:
Danke. Ich habe ja gesagt, dass das häufig ein erster Gedanke, ein erstes Gefühl ist, das mir durch den Kopf geht. Aber in Wirklichkeit denke und fühle ich ja gar nicht so. Jedenfalls nicht nur so. Ich weiß auch nicht so genau, wie ich das jetzt sagen soll.

M.:
Versuchen wir es einmal anders: Gerade im Spitzensport haben wir doch zahlreiche deutschlandweit bekannte Beispiele für Menschen, die hier geboren und aufgewachsen sind, deren Eltern oder Großeltern aber nicht von hier stammen. Und darunter befinden sich auch einige mit sehr dunkler Hauptfarbe. Diese sprechen aber genauso Deutsch wie Sie und ich und verhalten sich auch sonst so, wie die meisten anderen. Empfinden Sie auch gegenüber solchen Menschen eine wie oben beschriebene Fremdheit?

F.:
Nein, wirklich nicht. Ganz im Gegenteil finde ich einige sehr sympathisch und freue mich darüber, dass sie Deutsche sind.

K.:
Ach wirklich?!

F.:
Auch wenn es Ihnen schwer fällt, mir das jetzt zu glauben. Aber genauso ist es.

M.:
Und warum empfinden Sie bei anderen, die auf Sie fremd wirken, so ganz anders?

F.:
Nein, ich empfinde gegenüber diesen Menschen ja überhaupt keine Fremdheit. Vor allem wenn ich jemanden näher kennen und schätzen gelernt habe.

M.:
Ach so, das ist interessant. Aber eigentlich überrascht es mich dann doch nicht. Sie empfinden diese Fremdheit, aus der dann das Gefühl von Heimatlosigkeit verstärkt wird, nur gegenüber jenen, die sich nicht an unsere Kultur anpassen: also kaum oder gar nicht Deutsch sprechen, Kopftücher tragen oder sich in vielerlei Hinsicht völlig anders verhalten, als es hier in Deutschland üblich ist, bzw. aus Ihrer Sicht üblich sein sollte.

F.:
Ja, genauso ist es. Dann verändert sich das ganze Umfeld so, dass es für mich eben nicht mehr Deutschland ist. Man muss sich doch nur einmal in bestimmten Vierteln von Großstädten umsehen.

M.:
Ist damit auch ein Werturteil hinsichtlich dieser fremden Kulturen Ihrerseits verbunden?

F.:
Das habe ich jetzt nicht so richtig verstanden. Was meinen Sie?

M.:
Entschuldigen Sie. Ich meine folgendes: Das Kopftuchtragen ist ja – zumindest nach dem Bekunden zahlreicher Frauen, die es bewusst tragen – Ausdruck einer gewissen Glaubens-verbunden mit einer dementsprechenden Werthaltung. Es ist – wenn ich es richtig verstanden habe – eine Art von Keuschheit der Frau, die Ihre Reize in der Öffentlichkeit verbirgt, auch um an Männer keine irgendwie gearteten sexuellen Signale zu senden.

F.:
Ja, genau. Aber das entspricht doch überhaupt nicht mehr unseren heutigen Werten in Deutschland und Europa. Und dann halten die auch noch so verbissen daran fest, klagen sogar vor Gericht, damit sie auch als Lehrerin in der Schule weiter ihr Kopftuch tragen dürfen. Da sieht man doch, was uns hier droht, wenn die immer mehr werden.

M.:
Ich habe verstanden, dass diese Menschen Fremdheitsgefühle hervorrufen und infolgedessen all das, was Sie mit Heimat verbinden, dadurch bedroht sehen.

F.:
Ja, ganz genau. Ich habe wirklich nichts prinzipiell gegen Ausländer oder gar gegen Deutsche mit einer anderen als einer weißen Hautfarbe. Wirklich überhaupt nicht! Das müssen Sie mir glauben.

M.:
Was sagen Sie dazu, Frau K.?

K.:
Na ja. Ich tue mich schwer, Herrn F. das wirklich abzunehmen. Nach meinem Eindruck sitzen viele Vorurteile tief in ihm drin. Und damit kann ich mich wirklich nicht abfinden.

M.:
Aber so oder so ähnlich wie Herr K. empfinden sehr viele Menschen in Deutschland, auch das haben zahlreiche Studien herausgefunden oder meinen zumindest es herausgefunden zu haben. Denn bei manchen dieser Studien habe ich Zweifel bezüglich ihrer Wissenschaftlichkeit, weil die Verantwortlichen mir doch ideologisch zu voreingenommen zu sein scheinen.

K.:
Ich bestreite ja überhaupt nicht, dass viele in Deutschland und leider auch anderswo so denken und reden wie Herr F., aber deshalb muss ich es ja nicht gut finden und tue es eben auch nicht!

M.:
Aber muss es denn nicht unser aller Ziel sein, diese Gesellschaft möglichst zusammenzuhalten? Wenn wir alle Menschen, die so denken und empfinden wie Herr K., einfach als Rechte oder als Rassisten ausgrenzen und mit ihnen nichts mehr zu tun haben wollen, dann bricht hier doch alles auseinander. Es wären letztlich wahrscheinlich viele Millionen Menschen in Deutschland, die sich dann ausgeschlossen und hier nicht mehr heimisch fühlen würden. Obendrein sind viele von ihnen – so wie Herr F. – wirkliche Leistungsträger unserer Gesellschaft, auf denen ganz wesentlich unser Wohlstand ruht. Auch durch seine Steuern ist Ihr Studium mit finanziert worden, Frau K.

F.:
Ja genau. Uns beschimpfen, aber sich vorher von unserem Geld die Universität bezahlen lassen.

M.:
Was antworten Sie darauf?

K.:
Das ist mir jetzt wirklich zu dumm. Darauf antworte ich nicht!!

M.:
Schade. Aber immerhin haben wir in diesem Gespräch einmal zwei Positionen zu Wort kommen lassen, die sehr unterschiedlich, ja

vielfach sogar gegensätzlich sind, aber eben auch für die Zerrissenheit in diesem Lande stehen. Wahrscheinlich war mehr auch nicht davon zu erwarten.

Moderator M. verabschiedet sich von beiden und kann sein Unbehagen ob der tiefen Gräben, die bei diesem Gespräch zutage getreten sind, nicht verbergen. Das alles ist seiner Meinung nach ein Ausdruck der Zerrissenheit in unserem Lande, die eher zuzunehmen scheint, als dass sich die Gräben auf absehbare Zeit schließen ließen.